

Gabriele Krone-Schmalz

# Privatsache

Mit 17 Abbildungen

Herbig

*Bildnachweis*

Alle Abbildungen aus dem Archiv der Autorin, außer:  
Seite 103: Axel Strenioch; Seite 157: WDR/Napp-Zinn

Besuchen Sie uns im Internet unter:  
[www.herbig-verlag.de](http://www.herbig-verlag.de)

© 2009 by F. A. Herbig  
Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzel  
Umschlagbild: Tilo Fänger  
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten  
Gesetzt aus der 11,5/14,1 Punkt Minion  
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7766-2609-4

# Inhalt

Vorwort	7
Prolog	9
1 Traumstart	10
2 Die Grundsteine	18
3 Einsichten	27
4 Der Sinn	36
5 Kindheit	44
6 Schuld	56
7 Die 68er	63
8 Faszination Fliegen	82
9 Der WDR	88
10 Die Pose	99
11 Die Arbeit	110

12	Russland	130
13	Konflikte	150
14	Weite Welt	171
15	Deutsch	183
16	Zeit	195
17	Freund Tier	200
18	Angst	209
19	Freund Mensch	218
20	Ausblicke	226
	Anhang für den politisch interessierten Leser	230

## Vorwort

**D**er Kabarettist Werner Schneyder hat einmal übers Älterwerden gesagt: »Resignation ist mit den Jahren unvermeidbar, nicht bekämpfbar, aber man kann Lust haben, Resignation zu gestalten.« Und ich habe große Lust dazu. Nein, ich werde kein weiteres Buch über die Reformfähigkeit Deutschlands schreiben. Wozu? Sich fernab parteipolitischer Minenfelder an der Suche nach Lösungen zu beteiligen, ist schön und gut. Aber was folgt dann? Es wissen doch ohnehin alle, wo es langgehen muss, wenn man nur wüsste, wohin man wollte ... Ich jedenfalls werde meine Zeit nicht weiter vergeuden mit Erörterungen über politisch Machbares und gesellschaftlich Wünschbares, über Demokratiefähigkeit von Menschen, welche letztlich doch immer wieder diejenigen wählen, die ihnen am meisten versprechen, obwohl sie penetrant behaupten, gerade denen zu misstrauen und sich nach solchen zu sehnen, die ihnen reinen Wein einschenken. Nein, ich werde auch kein weiteres Buch über Russland schreiben. Jedenfalls nicht jetzt. Russland ist zu groß für westlich geprägte Köpfe. Aus der kleinen fetten Kröte mit Namen Feindbild – klar umrissen, eindeutig definiert, aus übersichtlichen Zeiten des Ost-West-Konfliktes stammend – ist ein schleimiges Ungeheuer geworden, das seine Konturen geschickt verändert, sich nur schwer fassen lässt und einem durch die Finger glitscht. Ich habe im Moment keine Lust, mich damit zu beschäftigen. Ich mache jetzt mal ganz was anderes. Gedanken ausbreiten und Ge-

schichten erzählen. Mit sechzig kann man ruhig mal Bilanz ziehen. Was ist mir wichtig im Leben und warum? Hat sich da im Laufe der Zeit viel geändert oder waren fundamentale Dinge schon früh genauso angelegt, wie sie jetzt sind? Als Mensch mit einer gewissen Sammelleidenschaft und großer Liebe zum geschriebenen Wort bin ich nicht nur auf Erinnerung angewiesen, sondern kann in meinem eigenen Leben vieles nachschlagen wie in einer alten Chronik. Da steht dann schwarz auf weiß, was ich »damals« gedacht und gemacht habe. Was prägt einen Menschen und warum? Auf der Suche nach Antworten werde ich mich nicht in eine chronologische Abfolge zwingen lassen. Ich nehme mir mit diesem Buch die Freiheit, durch die Zeiten zu springen, wenn die Gedanken dasselbe Thema berühren. Bei manchen halte ich mich länger auf, andere streife ich nur. Nach all meinen »Pflichtbüchern«, die der Information über Russland und Deutschland dienen, ist das hier meine »Kür«, die Sie unterhalten, ermutigen und gegebenenfalls auch nachdenklich stimmen soll.

## Prolog

Ich sitze auf einer Schaukel, fliege hoch oben und sehe viel. Ich sehe gelben Sand und das Meer, mächtige Palmen, in denen sich der Wind verfängt. Dort ist es ruhig und menschenleer, nur die Wellen rauschen mit dem Lied der Luft. Eine große schwarze Mauer ist unter mir, breit und unüberwindlich für die da unten; hinter ihr weißer brennender Sand mit gleißenden Steinen, auf denen sich Schlangen sonnen, Skorpione und Spinnen räkeln. Ich schaukele hoch hinaus, bin über der Mauer, sie hindert mich nicht. Und dennoch sehe ich die eingezäunte Wildnis. Aber ich bin nicht ihr Gefangener, weil ich schaukeln kann. Wie lange werden die Stricke halten und wohin werde ich fallen ...

25. Januar 1969

# 1

## Traumstart

**D**as Abitur in der Tasche, gerade achtzehn geworden und noch vier Monate Zeit bis zum Beginn des Studiums – eine wunderbare Gelegenheit, dem Berufswunsch in der Praxis näherzukommen, bevor die Theorie an der Universität für Praxis keinen Raum mehr lassen wird. Während der letzten Schuljahre wurde immer deutlicher, was mich wirklich interessierte: fragen, den Dingen auf den Grund gehen, und dann erzählen, was man herausgefunden hat.

Welch ein Traumberuf, als Journalist zu arbeiten, und zwar fürs Radio. Welch ein grandioses Medium! Du hast Geräusche, mit denen sich die Beiträge gestalten lassen, du hast den Klang der Stimmen, deine und die der Menschen, mit denen du redest, von denen du etwas wissen willst. Du hörst, ob jemand lächelt oder verkniffen artikuliert. Um das im Fernsehen sichtbar zu machen, braucht man einen guten Partner an der Kamera. Das hängt nicht allein von dir ab. Radio dagegen ist direkt, schnell, arbeitet mit Musik und spielt auf der Klaviatur der Fantasie. Als eifriger Radiohörer des Westdeutschen Rundfunks, mit dem Vorteil bedacht, in Köln zu wohnen, am Hauptsitz des Senders, ist klar, wohin die Reise geht: in die aktuelle Abteilung des Hörfunks. Dass der Leiter Dieter Thoma heißt, ist bald herausgefunden, sich mit seinem Vorzimmer verbinden zu lassen, auch kein unüberwindliches Hindernis. Und ein Gesprächstermin ist rasch vereinbart. Zwischen mir, der frischgebackenen

Abiturientin, und dem viel beschäftigten Chef der Aktualität im Hörfunk des WDR, immerhin die größte Anstalt der ARD.

Ob das heute auch noch so problemlos funktionierte? Ich fand es damals eher selbstverständlich als außergewöhnlich. Mit einer Ernsthaftigkeit, die ich erst heute voll zu würdigen weiß, nimmt sich dieser Mann Zeit für mein Anliegen.

Dabei sehe der Apparat so etwas nicht vor, erklärt er mir. Ein Praktikum gebe es nur für Studenten und ein Volontariat nur nach abgeschlossenem Studium. Und freie Mitarbeit? Ja, das sei prinzipiell schon möglich, aber mit achtzehn, einfach so? Dieter Thoma denkt kurz nach und erzählt mir dann von dem neu installierten Morgenmagazin von sechs bis halb neun namens *heumo*, was für »Heute Morgen« steht. Da werde noch entwickelt und experimentiert und zum Lernen sei das sicher genau richtig. Ob ich denn schon mal was geschrieben hätte, ob es irgendwelche Texte gäbe, für eine Zeitung, und sei es eine Schülerzeitung, irgendwas, das geeignet sei, sich ein Bild von mir und meinen Fähigkeiten zu machen? Ohne lange zu überlegen, biete ich an, am darauffolgenden Tag ein paar Proben vorbeizubringen. Ich will noch wissen, ob es wichtig sei, dass die Texte veröffentlicht worden sind, denn damit könne ich nicht dienen. Darauf komme es nicht an, meint Dieter Thoma und wir verabschieden uns.

In der Straßenbahn auf dem Weg nach Hause frage ich mich, ob ich das Richtige tue und ob ich die Texte überhaupt aus der Hand geben will. Schließlich sind sie sehr persönlich. Aber der Typ wirkt seriös und vertrauenerweckend. Was soll schon sein? Der kriegt sie. Einer davon ist eine Klassenarbeit.

## Großstadtstraße

(14. Juli 1965)

*Jede Woche gehe ich um dieselbe Zeit denselben Weg. Es ist kurz vor Geschäftsschluss. Menschenmassen schieben sich an Schaufenstern vorbei, Ausgänge quellen über vor Menschen, ein hastiges, unruhiges Durcheinander von Menschen, die zu Leuten geworden sind. Mitten in diesem Gewühl zu sein und doch niemanden zu kennen, stimmt einen sonderbar traurig. Alle laufen vorbei, sie haben mit sich selbst genug zu tun, sie können sich nicht an den anderen stören. Ich bin niemand unter vielen; alleine, obwohl ringsherum mehr als genug Menschen laufen, das ist eine Einsamkeit, die wehtut. Alle sind zusammen, aber um jeden ist eine unüberwindbare Mauer der Anonymität.*

*Es werden immer mehr Menschen, die in der aufkommenden Dämmerung zu einem unpersönlichen Ganzen zusammenwachsen. Sie schreien und lachen durcheinander, einer will den anderen übertönen, diese elende Hetzerei, sogar beim Reden. Manchmal staut sich der endlose Zug von bunten Menschen, sie stehen eingekeilt zwischen Obstständen und Glasfronten. Ein Geruch, der sich nicht genau beschreiben lässt, der von jedem etwas hat und abstoßend wirkt, liegt über der Masse: Parfüm, Schweiß, angefaultes Obst, Leder und wieder Schweiß. Das Atmen ist beschwerlich, das Beklemmende dieses Geruchs, die Schwere der Luft erstickt einen fast, und dann der Staub, das Flimmern der Luft, die Hitze ... – entsetzlich; ein Gefühl der Unruhe, das einen willenlos weitertreibt, weg von der Menge der Dinge, die alle auf einmal nicht zu bewältigen sind.*

*Nach zwei Stunden erwartet mich derselbe Weg noch einmal. Es ist ganz dunkel geworden, bis auf die Ränder der Straße. Sie sind strahlend hell beleuchtet von den unzähligen Schaufen-*

*tern. Die Menschen sind fast ganz verschwunden. Jetzt bin ich wirklich alleine, aber jetzt tut es gut. Die Lichtreklamen scheinen am Ende der Straße zusammenzustößen, und ein leuchtendes Farbgemisch entsteht. Die darüber hinausragenden, dunklen Häuser wachsen mit dem Nachthimmel zusammen, der alles bis ins Unendliche fortführt, zu einer Größe, die einschüchternd wirkt. Jeder Schritt hallt auf dem Pflaster und wird als verzerrtes Echo zurückgeworfen. Dieses Echo und die plötzliche Verlassenheit der Straße lassen einen unsicher werden und sich beobachtet fühlen. Aus allen Schaufenstern starren die unbeweglichen Augen der Modepuppen, und diese hässlich verkrampften Hände recken sich immer weiter vor. Ein paar Menschen lassen sich im Spiel von bunten Reklamebirnen und schwarzer Nacht nur als schemenhafte Gestalten erkennen. Sie werden langsam größer, die Gesichter erscheinen abwechselnd blau und grün, wie verzerrte Masken sehen sie aus. Alles verändert sich im Licht, das die Augen täuscht. Nach so vielen Gegensätzen hat man das Verlangen, die Augen zu schließen und auf nichts mehr achten zu müssen.*

Die ersehnte Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Ich darf sofort anfangen. Ein paar Formalitäten sind noch zu erledigen. Ich bekomme einen Hausausweis und Essensmarken für die Kantine. Im Arbeitsvertrag steht unter Vergütung: zwanzig Mark pro Tag. Es geht mir gut. Der WDR wird mein zweites Zuhause. Alle sind nett zu mir, beantworten geduldig meine Fragen, lassen mich machen und nehmen mich ernst, jedenfalls meistens. Der Redaktionsleiter ist ein Profi, sanft im Umgang, kreativ und menschlich. Ich fühle mich in seinem Laden gut aufgehoben, in dieser Redaktion, die aus sechs Männern und einer Frau besteht und die in zwei miteinander verbundenen Räumen dafür sorgt, dass täglich außer sonntags ein aktuelles Morgenmagazin die

Hörer informiert und unterhält. In den Zimmern nebenan sitzen diejenigen Menschen, die Informationssendungen für den Nachmittag und Abend vorbereiten; in der Etage unter uns die Kollegen des Mittagmagazins, um die Ecke die Truppe der Nachrichtenredaktion, die rund um die Uhr im Schichtdienst arbeitet. Kein Tag ist wie der andere. Lang sind sie fast alle, lang und vollgestopft mit Neuem, Fremdem, Aufregendem. Wie recherchiert man eine Geschichte? Was ist überhaupt eine Geschichte? Wie fragt man sich durch? Wie überzeugt man Interviewpartner, dass sie in aller Herrgottsfrühe auf dem Sender zur Verfügung stehen? Worauf ist beim Vorgespräch zu achten? Welche Themen eignen sich und welche nicht? Welche fliegen als erste raus, wenn die Sendezeit knapp wird? Oberstes Gebot: Live muss es sein. In eben der Sekunde gesagt, in der es gesendet wird. »Gebaute Beiträge«, also Vorproduktionen, sind in unserer Redaktion tabu. Das sollen andere machen. Wir doch nicht. Authentisch, lebendig, direkt. Wer das nicht kann oder will, kommt in *heumo* nicht vor.

Abgesehen von Botengängen aller Art, Fotokopieren, Brötchenholen und ähnlichen Hilfsarbeiten werde ich fest in den Dienstplan eingebunden. Man lernt eine Menge, wenn man die Unterlagen für die Moderatoren vorbereitet und ihnen stichwortartig die Vorgespräche protokolliert. Ich stelle fest: Wenn man wirklich etwas wissen will und einer Sache gründlich nachspürt, erfährt man die interessantesten Dinge. Desinteressierte Routine ist langweilig, vor allem für die Hörer. Ich merke schnell, wie wichtig es ist, überzeugend zu kämpfen: für ein Thema, für einen Gesprächspartner, für eine Reihenfolge im Programm. Und ich versuche herauszufinden, woran es liegt, wenn sich jemand durchsetzt und warum sich manche öfter durchsetzen als andere. Haben sie die besseren Ideen oder die größere Überzeugungskraft?

Hängen beide Dinge irgendwie zusammen? Welche Rolle spielt das Alter dabei?

In der Redaktion sind sie alle vertreten: die Alten, die Jungen und die dazwischen. Der erfahrene, nahezu abgeklärte Programmmacher, der ungeduldige junge Wilde, der den Namen seiner Mutter angenommen hat, weil ihm die Fragen nach seinem prominenten Bruder auf die Nerven gingen, dann der ewig braun gebrannte gut gelaunte Mittdreißiger und der schlagfertige, motorsportbegeisterte Oldtimerfan, mit dessen Art von Humor ich mich zunächst schwertue, aber an dessen Mimik ich mich bis heute am besten erinnern kann. Und dann die einzige Frau, jung, blond, weiblich, nicht wirklich schlank. Ich bin froh, dass sie da ist, obwohl mich die Kerle gut behandeln. Aber ich bin ja auch ein Exot und keine Konkurrenz. Sie dagegen hat es schwerer als ich, und es erschreckt mich schon ein wenig, wie grob manche Moderatoren, freie Mitarbeiter und Kollegen aus anderen Redaktionen mit ihr umspringen. So ein Verhalten kenne ich nicht, bin ich nicht gewohnt. Ich verfolge ihre Reaktion auf unterschwellige Beleidigungen und Machogehabe und wundere mich über ihre Gelassenheit.

Vermutlich war es langfristig gesehen die bessere Strategie, nicht jedes Stöckchen anzunehmen und Zirkus zu machen: Grenzen einziehen, ja, aber nicht jedes Mal die Fahne der Gleichberechtigung schwenken. Das kostet zu viel Kraft und führt zu nichts. Verlässliche Arbeit, mehr als nur eine Prise Humor und eine gut austarierte Mischung aus Gelassenheit und Selbstbewusstsein. Damit lässt sich in dieser Männerwelt gut überleben, denke ich mir. Warum bleibe ich nicht gleich hier? Jetzt bin ich drin, kenne mich aus, fühle mich wohl. Wozu denn noch ein Studium? Im Traumberuf arbeiten, Geld verdienen, im und durch Alltag lernen. Reicht doch. Aber da gibt es diesen Journalisten mit Namen Klaus-

Martin Meyer, ein Original mit Kanten und Ecken, mit Leib und Seele Radiomann. »Mädchen, geh zur Uni«, rät er mir. »Geh zur Uni und mach dein Studium zu Ende. Abgebrochene Studenten haben wir hier schon genug. Studier, was du willst, aber schließ es ab. Und wenn du schlau bist, dann komm mit den zwei Buchstaben vor dem Namen wieder. Schon gar als Frau. Glaub mir, das ist besser.«

Ich glaube ihm. Aber es fällt mir schwer, mich zu trennen. Ich zermartere mir das Hirn, wie ich beides kombinieren kann, und komme auf eine Idee. Warum nicht als Produzent arbeiten? Darin hatte ich immerhin schon Erfahrung, denn mittlerweile durfte ich hin und wieder das Morgenmagazin »produzieren«, wenn die dafür eingekauften freien Mitarbeiter überraschend ausfielen. Was sich so hochtrabend anhört, war im Grunde eine relativ simple Geschichte, jedenfalls dann, wenn der geplante Sendeablauf nicht durch die Aktualität der Nachrichten über den Haufen geworfen werden musste. Das übliche Verfahren ging so: Der Produzent sitzt, durch eine Glasscheibe von den beiden Moderatoren getrennt, im Studio neben den Technikern und dem Musikredakteur und führt sekundengenau Protokoll. Die Wortbeiträge muss er auf Band mitschneiden, die telefonischen Gesprächspartner rechtzeitig anwählen und zu den Moderatoren ins Studio durchstellen. Er achtet darauf, dass diese die geplante Gesprächszeit nicht überziehen oder – gegebenenfalls, wenn der vorgesehene Musiktitel nicht lange genug dauert, um pünktlich zur Nachrichtenzeit zu enden – eine sogenannte bunte Meldung zur Verfügung haben, um die fehlenden Sekunden bis dahin zu überbrücken. Parallel dazu – ganz wichtig – hat er den Fernschreiber im Auge zu behalten. Wenn die Nachrichtenagenturen etwas melden, was zu den geplanten Themen passt, bekommen die Moderatoren das Papier mit den Informationen gereicht. Wenn

etwas Unvorhergesehenes passiert, das bedeutend genug ist, um darüber zu berichten, heißt es, gezielt herumzutelefonieren, um geeignete Gesprächspartner aufzutun und gleich auf den Sender zu bringen. Kein schlechter Job. Und der Verdienst von fünfzig Mark pro Sendung ist einfach gigantisch. Diese Arbeitslösung scheint mir optimal: Um halb neun ist das Morgenmagazin zu Ende, und mit ein wenig Glück kann ich um halb zehn die Redaktion verlassen, um rechtzeitig zu den Vorlesungen an der Uni zu kommen. Als ganz so optimal entpuppt sich die Lösung in der Praxis dann doch nicht. Nach ein paar Wochen muss ich mir widerwillig eingestehen, dass ich diese Parallelität von Studium und Job nicht aushalte. Nachts um drei, halb vier aufstehen und nach der Sendung einen normalen Tag anschließen – das ist zu viel. Schweren Herzens ziehe ich die Konsequenz. Ich verlasse den WDR. Doch der Entschluss, nach dem Studium wiederzukommen, ist bereits gefasst.

## 2

### Die Grundsteine

**E**s ist nichts so schlecht, als dass es nicht für irgendwas gut wäre.« Dieser Spruch brachte mich zur Weißglut, als ich noch jung war. Und jetzt, mit fast sechzig, was bin ich da? Jung? Nicht wirklich. Alt? Relativ. Älter? Als wer oder was? Ich fühle mich jedenfalls so, wie hübsche junge Mädchen aussehen. Trotz Falten oder Fältchen – eine Frage des Lichtes und des Schlafs – und trotz beginnenden Truthahnlooks. Den kennen Sie nicht? Er betrifft die vordere Halspartie. Natürlich habe ich mich schon mit dem Gedanken beschäftigt, meine Garderobe durch mehr oder weniger attraktive Accessoires zu erweitern, um diese Stelle zu kaschieren. Aber das scheint mir keine Lösung zu sein, zumindest keine, mit der ich mich wohlfühle. Meine grauen Haare werde ich auch nicht färben lassen. Wozu? Grau meliertes Haar – das glitzert so schön in der Sonne.

Wie reagiert die Umwelt auf eine grau melierte Sechzigjährige in knallengen Jeans? Ist das wichtig? Ich will mich nicht lächerlich machen und möchte einen ästhetischen Anblick bieten. Doch hin und wieder, wenn ich an die Regeln denke, die für meine Großmutter maßgeblich waren, werde ich unsicher: Ab fünfzig nur gedeckte Farben, am besten dunkel, nichts Figurbetontes. Punkte und Pünktchen waren damals für diese Generation »in«: allerhöchstens schwarz auf weiß, statt wie üblich umgekehrt. Da hilft es mir schon, wenn ich in meinem Alter aufmunternde Blicke von jungen Leuten ernte, die meine Enkel sein könnten.

»Jung« ist ein Qualitätsmerkmal. Das kann man drehen und wenden, wie man will. »Jung und schön« scheint so zwangsläufig zusammenzugehören wie Tag und Nacht oder Pech und Schwefel. »Alt« gilt als Makel, weil damit Gebrechlichkeit und Desinteresse, Müdigkeit und Langeweile verbunden werden. Aber was hat das Geburtsdatum mit »jung« und »alt« zu tun, wenn man von einer gewissen statistischen Aussagekraft einmal absieht? Ich wage zu behaupten, dass mein achtzigjähriger Mann jünger ist als manch Vierzigjähriger in unserer Umgebung. In einem Cabrio mit voll aufgedrehtem CD-Player an der Küste entlangzufahren, ist kein Privileg der Jungen; ob mit Technomusik, Elton John oder Liebesballaden von Elvis, spielt dabei keine Rolle.

Meine Eltern wurden von meinen Schul- und Studienfreunden nicht nur akzeptiert, sondern beinahe verehrt und geliebt. Für mich war das selbstverständlich – ich liebte sie ja auch. Erst sehr viel später habe ich darüber nachgedacht, warum das so war. Es hing sicher wesentlich damit zusammen, dass sie sich auf uns, auf die Jungen, eingelassen haben, dass sie sich interessierten, uns ernst nahmen, auch Blödsinn mitmachten und nicht als die personifizierte Vernunft herumliefen. Meine Mutter hatte auch jenseits der sechzig kein Problem damit, sich alleine auf der Tanzfläche zu bewegen, wenn ihr die Musik gefiel und sie Lust dazu hatte. Ihre Art zu tanzen war dabei weder peinlich noch unangebracht, sondern einfach nur schön. Mein Vater hat mit uns Kindern auch abends gefrühstückt – morgens natürlich sowieso –, wenn wir unbedingt ausprobieren wollten, ob man auch abends frühstücken kann.

Irgendwann, noch in der Volksschule, sollte ich einen Aufsatz schreiben unter der Überschrift: Warum ist der Beruf meines Vaters wichtig? Meine Mitschülerinnen, deren Väter als Arzt oder Rechtsanwalt praktizierten, eine Bäckerei oder ein

Schuhgeschäft betrieben, eine Straßenbahn oder ein Taxi fahren, taten sich relativ leicht mit der Beantwortung der Frage. Ich scheiterte schon beim ersten Satz. Wie erklärt man als acht- oder neunjähriges Kind die Wichtigkeit eines Konzertmeisters im Sinfonieorchester? Ich konnte ja schlecht schreiben: »Mein Vater hat einen schönen Beruf. Er macht Musik. Das hört sich gut an, aber besonders wichtig ist es nicht.« Nach einem Gespräch mit meinem Vater war ich dann doch in der Lage, das Aufsatzthema zu bewältigen. Heute würde man sagen: Er hat mir kindgerecht erklärt, wie armselig und kalt die Welt ohne Musik wäre. Wie gut sich mit Tönen und Melodien etwas ausdrücken lässt, für das Sprache keine Worte findet. Wie Musik einen zum Lachen und Weinen bringt, wie sie einen aufputschen und beruhigen kann. Ich habe es dann bestimmt nicht besonders gut erklärt, aber voller Überzeugung meinen Text damit geschlossen, dass Musik für Menschen genauso wichtig ist wie die Luft zum Atmen.

Der erste Schultag im  
Frühjahr 1956

Musik lässt sich nicht teilen in U wie Unterhaltung und E wie Ernst. Das war eine der nächsten Lektionen, die ich nahezu spielerisch nebenbei lernte, und zwar lange bevor dieses Thema öffentlich diskutiert wurde. Denn mein Vater verkörperte exakt diese Art der Grenzüberschreitung: Neben seiner Tätigkeit im Sinfonieorchester gehörte er zu den ersten Streichern im damals international bekannten Jazzorchester Kurt Edelhagen. Die Aversion und Immunität gegenüber Schubladendenken habe ich wohl in erster Linie ihm zu verdanken. Tief beeindruckt hat mich als Teenager, dass sich ausgerechnet mein Vater – der Künstler, der Konservatoriumsabsolvent, das musikalische Wunderkind, das schon mit zehn Jahren im Kölner »Gürzenich« als Solist auftrat – mit mir zusammen meine erste Langspielplatte von den Beatles anhörte. Das ganze lange Ding auf beiden Seiten. Er ist nicht darüber hergefallen wie all die anderen Eltern meiner Schulfreundinnen, hat nicht die Nase gerümpft und das gesagt, worüber sich die meisten damals neidtriefend ereiferten: »Wie kann man nur mit dem Krach so viel Geld verdienen!« Nein, mein Vater hat sich vielmehr Stück für Stück geduldig und interessiert angehört und fachkundig kommentiert. Dass *Yesterday* ein musikalisches Juwel war, wusste ich vor den diversen späteren Interpreten.

Sehr früh und sehr anschaulich habe ich durch das Verhalten meines Vaters erfahren, was Respekt ist und wie man ihn einfordert. Vermutlich können heutzutage nur noch wenige mit dem Begriff »Hausmusikabend« etwas anfangen. Bei uns fand so etwas statt: Musikbegeisterte Profis und Laien verbrachten den Abend miteinander, es wurde musiziert, gegessen und geredet. Und zwar eins nach dem anderen. Ich werde nie vergessen, wie mein Vater bei einer größeren Gesellschaft im Hause eines exzellent Klavier spielenden Arztes, der ihn bei solchen Anlässen öfter am Flügel begleitete, mit-

ten im Vortrag abbrach, weil einige Gäste meinten, sich ausgerechnet zu dem Zeitpunkt unterhalten zu müssen. Niemand hatte mit dieser Reaktion gerechnet. Es war fast ein Schock. Plötzlich Stille und die Worte meines Vaters: »Ich spiele gerne weiter, wenn Sie mit Ihrer Unterhaltung fertig sind.«

Als Heranwachsender hat man eine besonders feine Beobachtungsgabe. Ich erinnere mich noch genau: Es flogen Blicke hin und her, die zeigten, dass deren Besitzer mit dieser Situation überfordert waren. Beim Gastgeber konnte man die gedankliche Schwerstarbeit an den schnell wechselnden Stirnfalten ablesen. Diejenigen, die für die jähe Unterbrechung verantwortlich waren, fanden vor lauter Peinlichkeit jetzt keine Worte mehr. Einige der Gäste schienen sich zu freuen: Endlich hat mal jemand den Mut, die Quatscherei hat schon lange gestört ... Bis schließlich eine Frau, die sich an dem Gespräch beteiligt hatte, die Spannung auflöste: »Sie haben vollkommen recht, Herr Krone. Es war gedankenlos von uns. Es sollte keine Missachtung Ihrer Person oder Ihrer Kunst sein.« Damit war der Bann gebrochen.

Innerhalb weniger Minuten bekam ich an diesem Abend auf dem Silbertablett serviert, worüber lange und kluge Abhandlungen geschrieben werden: Respekt ist eine wichtige Eigenschaft im menschlichen Umgang. Man muss sich nicht alles bieten lassen, man kann sich auch wehren; und das lässt sich auf sehr bestimmte und dennoch höfliche Art machen. Respektlosigkeit dagegen geht nicht zwangsläufig mit böser Absicht oder bewusster Missachtung einher, sondern kann einem auch aus Gedankenlosigkeit unterlaufen. Also ein bisschen mehr nachdenken über das, was man tut, und schließlich den Mut haben, Fehler einzugestehen. Insofern war die Reaktion der Frau einfach stark – heute würde man sagen »cool«.

In den 50er- und 60er-Jahren war die Welt größer als heute. Wenn wir Schüler nach den Ferien zu Aufsätzen genötigt wurden, die Aufschluss über unsere Urlaubsorte gaben, dann verteilten die sich etwa so: Die meisten Familien blieben in Deutschland, vor allem in Bayern und an der Nord- oder Ostsee, einige fuhren nach Österreich und wenige nach Italien an die Adria. Die Ausnahme als Ferenziele bildeten Holland, Belgien, Dänemark, und eine einzige Mitschülerin war mit ihren Eltern an die Costa Brava in Spanien gereist. Das wurde von uns damals ähnlich bestaunt wie heute allenfalls ein Trip an den Amazonas.

Exotisch aussehende Ausländer konnte man, wenn überhaupt, nur im Kino oder im Fernsehen besichtigen. Im Straßenbild stellten sie auch in einer Stadt wie Köln eher die Ausnahme dar. Mein Vater war nun jemand, der ausländische Menschen angesprochen und zu uns nach Hause eingeladen hat. Besonders im Gedächtnis geblieben sind mir eine junge Inderin, die aussah wie aus dem Bilderbuch, ein tiefschwarzer Amerikaner namens Bill und zwei Russen aus der benachbarten Sowjetischen Handelsmission. Von den sicher sehr interessanten, aufschlussreichen Gesprächen habe ich als Kind damals nichts mitbekommen, aber ich konnte diese exotischen Wesen nach Herzenslust untersuchen und ausfragen. Bei der feingliedrigen Inderin faszinierte mich in erster Linie ihre wallende Kleidung, und es blieb mir ein Rätsel, wie die einzelnen Stoffteile zusammenhingen, denn ich konnte weder Knöpfe noch Reißverschlüsse entdecken. Das Spannendste an Bill waren seine Haare. Natürlich durfte ich die dichten krausen Löckchen anfassen, daran ziehen und darin herumwühlen. Und wer weiß, vielleicht trug der frühe Kontakt zu den beiden Russen dazu bei, dass ich nicht auf die plumpe Rhetorik zu Zeiten des Kalten Kriegs hereingefallen bin.

Erst heute kann ich ermessen, wie wertvoll diese Weltoffenheit meines Elternhauses für mich war. Ich lernte, unvoreingenommen auf Menschen zuzugehen, und habe von klein auf erlebt, dass nicht die Herkunft darüber entscheidet, ob jemand sympathisch ist oder nicht. Rückblickend betrachtet kann ich die Erfahrung gar nicht hoch genug werten: ungestraft Sympathie und Antipathie zeigen zu können, ohne mich vorher über Nationalität oder Religionszugehörigkeit informiert haben zu müssen.

Eine weniger angenehme, aber letztlich hilfreiche Erfahrung auf einem ganz anderen Gebiet machte ich als Studentin. In der Zwischenzeit durch den Tod meines Vaters Halbweise geworden, hatten sich einige Lebensumstände derart verändert, dass ich neben dem Studium arbeiten ging, um etwas Geld zu verdienen. Ich habe meine Kommilitonen damals beneidet, deren Leben allein aus Studium und Freizeit bestand, deren Taschengeld es ermöglichte, Modetrends zu folgen, die ein kleines Auto ihr eigen nannten und in den Semesterferien in der Welt herumgondeln konnten. Auto und Reisen wollte ich auch. Auf der Suche nach guten Jobs, die sich mit dem Studium vereinbaren ließen, landete ich in den unterschiedlichsten Lebenswirklichkeiten: Auf viel befahrenen Straßen zu sitzen und den Verkehr zu zählen, aufgeteilt nach Fahrzeugklassen – eine einsame und ziemlich stinkige Angelegenheit. Als Messehostess beschäftigt zu werden, war dagegen schon lukrativer, aber gar nicht so leicht. Denn das Angebot arbeitswilliger Studentinnen überstieg die Nachfrage regelmäßig um ein Vielfaches. Da halfen meine Russischkenntnisse. Mein Favorit wurde schnell die Landwirtschaftsmesse, nicht etwa weil mich das Thema besonders interessiert hätte, sondern weil diese Ausstellung mit am längsten dauerte und man auf einen Schlag ein hübsches Sümmchen verdiente. Im Gegensatz zum Autozählen

war diese Tätigkeit alles andere als einsam, vergleichbar nur die schlechte Luft in den Messehallen, die mir bis heute ein Gräuel ist. Dann habe ich für einen völlig verquastem Steuerberater, bei dem ich mich damals schon fragte, wie man einem solchen Chaoten seine Finanzen anvertrauen kann, stundenweise die Korrespondenz erledigt und Formulare ausgefüllt. In einer Beschäftigungsflaute blieb mir nichts anderes übrig, als täglich den jungen, unerzogenen Boxerhund eines Edelfriseurs auszuführen. Im Vergleich dazu empfand ich die Arbeit im Ersatzteillager von Ford als angenehm. Und bei Modeschauen konnte ich testen, ob und wie ich unter Stress funktionierte. Nicht als Model, sondern als Anziehhilfe. In dieser Funktion ist man während der Show dafür zuständig, vier bis sechs Mannequins in der richtigen Reihenfolge die Kleider anzureichen und sie mit den passenden Schuhen und Accessoires auszustatten. Nach jedem Lauf wird der in die Ecke gepfefferte Haufen abgelegter Klamotten größer, und die Kunst der Anziehhilfe besteht darin, unter enormem Zeitdruck zwischen den Shows die guten Stücke wieder für den vorgeschriebenen Ablauf auf den Kleiderständen zu platzieren. Auch Nachhilfe habe ich gegeben, in Mathe und Latein. Als Sekretärin und Bürohilfe habe ich in Kleinbetrieben, Versicherungskonzernen und bei Bankenverbänden gearbeitet.

Wenn ich es mir damals hätte wünschen können, dann hätte ich auf all diese Erfahrungen gut und gerne verzichtet und mir lieber zusammen mit denjenigen, die es sich leisten konnten, ein schönes Leben gemacht. Wenn ich es aber heute bewerten soll, dann bin ich für jede einzelne Station dankbar. Nicht nur, weil sich die Qualität selbst verdienten Geldes besser erleben als erklären lässt – diese Erfahrung sollten Jugendliche meines Erachtens so früh wie möglich machen –, sondern vor allem, weil ich ein sehr breites Spektrum von

Arbeitswelten kennenlernte. Apropos, das ist einer der Gründe, warum ich für Politiker, wenn ich zu bestimmen hätte, eine mindestens fünfjährige Berufstätigkeit außerhalb der Politik gesetzlich verankern würde. Berufspolitiker verstehen zu wenig von den Feldern, über die sie letztlich entscheiden. Es gibt noch einen dritten Grund für meine Dankbarkeit: Als junger Mensch, für den im Prinzip alles über dreißig uralt, folglich indiskutabel ist, habe ich im täglichen Arbeitsprozess jung gebliebene Alte kennenlernen dürfen, deren Charme und Ausstrahlung, deren Lebensfreude und Selbstsicherheit dazu führen, dass man ihre Gegenwart genießt und ihr Lebensalter plötzlich nicht mehr als Barriere begreift.